

Schloss Wildenstein im Aargau im Wandel der Zeiten

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 50

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648384>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

versproche, ne zmonderisch nam Zmittag gschwinn uf d'Bahn z'fuehre. D'Mueter Lüdi het ne schüklig beduuret. Das heig sie doch wohl dänkt, dä halti's dert nid us — die



Schloß Wildenstein im Aargau, Gesamtansicht von der Aare her.

ing doch bekannt für grobi Süchle u we sie jek nid gnue hätt am Zules, so chönnti er gwüß grad bi ihne blybe — aber äbe, es wär doch o nid guet, sie täti ja de ging uf wältsch parliere u für das heig me se doch o nid furt ta! Die Wort vo der Büüri hei em Josef wohl ta, es het ne dunkt, är ghör sjs Müeti rede.

Gschaffet der der „Wältsch“ der ander Tag nit meh. Es isch si nimm derwärt, u derzue han i jek ds Sunntigzüüg anne, het er dänkt un isch übere zur Seematte, isch dert amene sunnige Börtli abgläge u gly druf ng'schlafte.

Es isch e prächtige warme Frühligstag gsi u d'Wogeli hei es großes Morgelonzärt gäh i de Tanne obe. Da isch es dopplet schön gsi zum Ugnaute un übere z'sägge i ds Traumröh. Es isch nid lang gange, isch der Josef i sijn Grenerzerländli obe gsi — wunderbar klar sijn d'Bärge vor ihm gstanne — i de Mulde un i de Runse sijn no wjchi Schneeadere glüffe — süsch alles imene sijnne blaue Dunst. — Wo de saftig grüne Matte isch ihm der starck Gschmack vo de Stärbelueme eggäge cho. Jek isch er under-einisch dobe gsi, i der Alphütte vo der Combettaz — är het über d'Flue abegluegt uf ds Stettli Grenerz, wo wie-n-e schöni Ritterfrau uf em Hübeli obe g'schlafte het. Un i der

ganze Luft hets tönt u gjubilert: „Liauba — Liauba — por aria.....!“

E scharfi Gellistimm i der Nöchi het der Josef uf ds Mal gweckt us sijn süche Traum. Mer macht d'Auge langsam uf u gseht Nägeli's Großmueter vor ihm stah:

„Wart du nume, du donners Schlingelbueb, was de bisch — wosch du äch enanderena cho oder wosch nid!“

Nägeli's hei's drum ging no nid glaubt, daß es ihm Veracht sijn mit em Furtgah u hei d'Großmueter g'schickt, ne ga z'sueche.

„Oh, je m'en fiche!“, het der Josef nume troche gseit u sech gmüetlig uf die anderi Syte dräit.

Aber d'Großmueter het wyter gwäffele:

„Wart du nume, mir wei der de ds Mani sijnge — du chasch de hinech ung'ässe i ds Näscht, u das chasch — lah der's nume la gseit sijn!“

„Daisch mir doch glych“, het er nume gmacht, aber e ke Wanf ta, für ufz'stah. Wo die alti Frau gseh het, daß sie nit an ihm cha reise, het sie sech pfäit — aber er het se no ghöre bauele, wo sie scho bi de Schüüren äne isch gsi.

U churz nam Zmittag, wo die meischte Denzwiler no sijn am Tisch g'hoctet, isch der Josef, ohni daß es öpper gmerkt het, uf em schöne Bärnerwägeli vo Lüdis glüdig gäge. Buchsi zue g'fahre.

„Aber gäll, Uncle Robert, i mueß nid meh furt?“, seit der Josef zue Tag speter im Postbüro z'Broc, won-er sijn Götti alls het prichtet gha, wie-n-es ihm schlächt gange sijn im Dütsche.

„Los jek, mon cher“, fallt ihm der alt fröhlech Man dry u nimmt der Josef fescht bir Hann — „du hest es schlächt preicht zum Afah, das isch wahr — aber das wott nid säge, daß es der wyter so müeh gah. Lue, es git über-all gäbig u ungäbig Lüt, im Dütsche un im Wältsche, im Bärndiet u bi de Soleurois, da chehren i nid d'Hann um. I will jek sälber öppis für die sueche, u wen i de öppis ha, de probierisch halt no einisch! We eim öppis zerscht Mal nid gratet, so darf me d'Flinte nid i ds Chorn wärfe — lue, die spitze Steinli, wo's mängisch het uf em Wäg, mueß me wüsse hz'trappe — es isch nachhär vil es bessers u sicherers Laufe, glaub mer's nume — eh bien Josef, mir wages no einisch, versprüsch mer's?“

Die bruune großen Auge hei afe lüüchte. „Ja, also, i will der's versprüche“, seit der Josef hübscheli u luegt der früntlig Ma fescht a. — D'Namittagsunne het warn i ds Büro ine g'shine u het alli Gstell un Egge überguldet.

„Bravo, bravo Josef! jek gfallsch mer! Mit frischem Muet i ds Läben use! Allons Joseph, bon courage, bon courage!“

(Ende.)

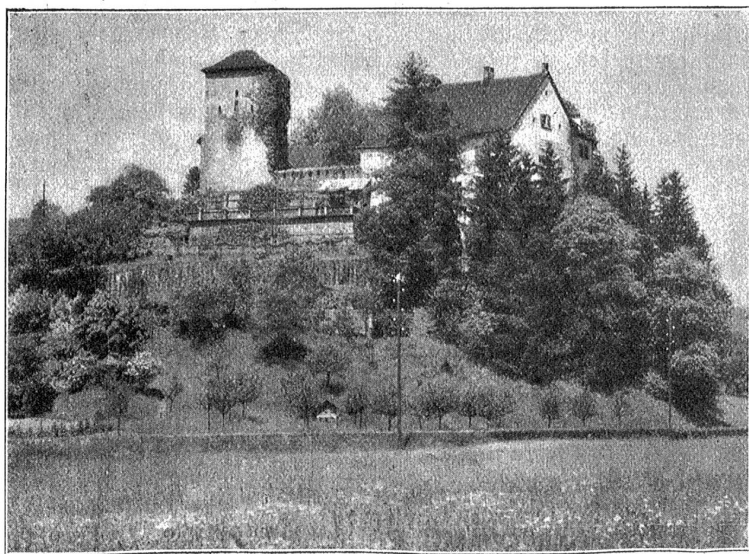
Schloß Wildenstein im Aargau im Wandel der Zeiten.

Es scheint eine Vorbestimmung zu sein, daß die im Frondienste erbauten Feudalschlösser wieder zum Dienste an der Allgemeinheit zurückkehren müssen. So sind die meisten jener stolzen Bauten, die von hoher Warte über die Hügelbreiten des Schweizerlandes hinwegschauen, heute Amtssitze, Museen, Erziehungs- und Fürsorgeanstalten, ja sogar Zuchthäuser geworden.

Neuerdings hat das aargauische Schloß Wildenstein diese bedeutsame Wendung seines Schicksalsweges erreicht. Im Frühling dieses Jahres wurde es vom Diakonissenhaus in Bern käuflich erworben; es soll nunmehr als Heim für ältere pflegebedürftige Personen dienen unter Führung und Wartung durch Schwestern des Berner Diakonissenhauses.

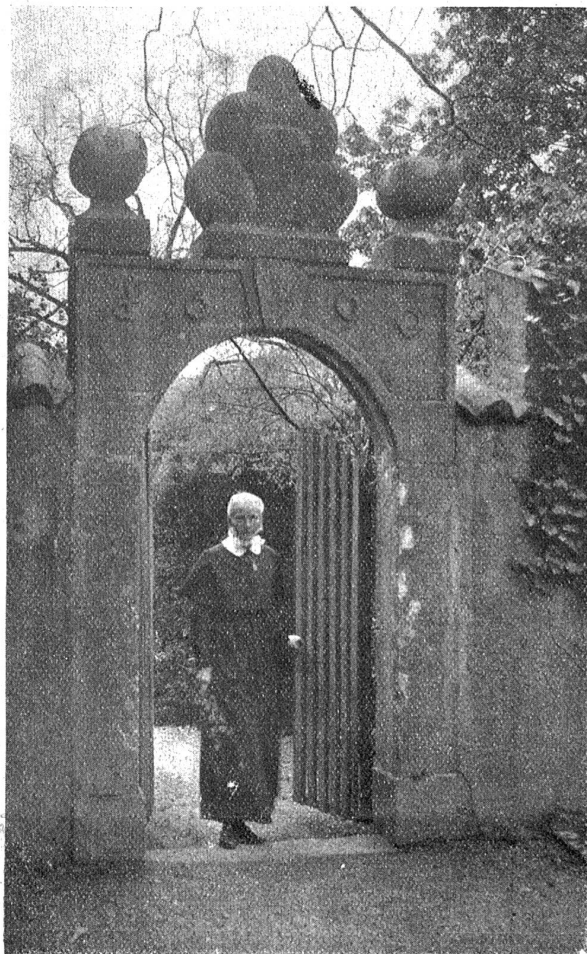
Die neue Zweckbestimmung leitet vermutlich auch eine neue, vielleicht letzte Epoche seiner Geschichte ein. Diese Tatsache rechtfertigt einen kurzen Rückblick auf die Vergangenheit des Schlosses.

Die Anfänge der Burg Wildenstein sind im Dunkel der Sage gehüllt. Doch glaubt die Ueberlieferung, daß auf dem „Wilden Stein“, dem äußersten Ende der Gnslifluh, schon ein Burgbau gestanden habe, ehedevor auf dem gegenüberliegenden Kestenberg die ersten Türme der Burg Wildegg gebaut wurden. Ein Geschlecht der Edlen von Wildegg wird erstmals in der Klingenberger Chronik erwähnt. Einer dieser Edlen soll in der Schlacht bei Sempach umgekommen sein. Aber schon um 1300 scheint nach einer Urkunde zu schließen die Burg im Besitze der Herren von Reinach (einem im Aargau reichbegüterten Geschlecht) gewesen zu sein. Kurze Zeit, von 1483—1487, war sie Eigentum des alt Schultheißen Heinrich Hafsurter von Luzern, der sich bekanntlich im Burgunderkriege als Führer der Luzerner einen Namen gemacht hat. Hernach kamen Schloß und Herrschaft Wildegg durch Kauf an die Familie von Luternau (1487 bis 1491) und wenige Jahre später an die Familie von Müllinen, in deren Besitz es über ein Jahrhundert verblieb (1491—1625). Diese Familie war auch Besitzerin der benachbarten Herrschaft Kastelen. Um 1500 herum hob die Regierung in Bern im Schenkenberger Amte die Leibeigenschaft auf. Ihrem Beispiele folgten auch die Herren von Kastelen und Wildegg. Die Leibeigenen konnten sich loskaufen und waren von nun an von Frondiensten befreit; sie waren nur mehr zu den damals üblichen Abgaben an die Herrschaft und zum Schutz der Schlösser in Kriegszeiten verpflichtet. Damals gehörten zur Herrschaft Wildenstein auch die Gemeinden Beltheim und Gauenstein und ein Teil von Billnahren. Zur Zeit der Reformation erließ der Rat zu Bern den Landleuten auch noch den sogenannten kleinen Zehnten, die letzten noch gebliebenen Reste der Leibeigenschaft. Auch die Entrichtung des „Falles“, d. h. des Besthauptes im Stalle und des Bestkleides beim Tode des Hausvaters verschwand damals. Der Herrschaft verblieb nur noch die niedere Gerichtsbarkeit mit ihren Bußen und Gefällen.



Schloß Wildenstein. Von der Westseite gesehen.

Im Jahre 1625 wurde Wildenstein Eigentum der Familie von Effingen auf Wildegg. Das Geschlecht derer von Effingen stammt aus Brugg, wo heute noch der



Schloß Wildenstein. Seitentörchen.

„Effingerhof“ an diese Tatsache erinnert. Im Jahre 1484 brachte Kaspar Effinger, der sich in den Burgunderkriegen ausgezeichnet hatte, das Schloß Wildegg durch Kauf von Schultheiß und Rat von Bern an sich. Es verblieb im Besitz der Familie bis zu dem vor wenigen Jahren erfolgten Tode ihres letzten Sprosses, der Fräulein von Effinger, die bekanntlich das Schloß als Museum der Eidgenossenschaft geschenkt hat. Nicht ganz ein Jahrhundert dauerte die erste Herrschaft der Effinger von Wildegg auf Wildenstein. Im Jahre 1720 wird die Herrschaft Wildenstein von dem durch Mississippi-Gründungsaktien reich gewordenen (später wieder verarmten) Zofinger Bürger David Sprüngli gekauft. Aber sofort zieht die Berner Regierung unter Geltendmachung ihres Zugrechts die Herrschaft an sich, und nun wird Schloß Wildegg die Residenz des Landvogts von Schenkenberg, der das baufällige Schloß Schenkenberg verläßt und völligem Zerfall preisgibt.

Auf dem Landvogtei-Schlosse Wildenstein zog nun ein neues regeres Leben ein. Außer dem zahlreichen Gefinde, das die Schloßgüter bewirtschaftete, gingen täglich die Angestellten oder Beamten des Landvogtes ein und aus; dann gab es häufig Gerichtssitzungen und Audienzen aller Art. Wagen fuhren an und ab, Reiter sprengten her oder ritten vom Schlosse fort.

Die Landvogtei Schenkenberg war eine der einträglichsten aargauisch-bernerischen Vogteien. Sie gehörte zwar nicht wie Königsfelden und Lenzburg zu den Vorteilen erster Klasse, aber doch mit Narburg zur zweiten Klasse, deren Einkünfte sich auf 40,000 bis 50,000 Pfund beliefen in der 6jährigen Amtszeit der damaligen Vögte. Das Einkommen der Landvögte bestand aber nur zu einem kleinen Teil in barem Geld. Die Bauern zahlten ihre Abgaben noch in Naturalien, in Getreide, Geflügel, Eiern, Salz und Wachs. Da füllten sich jeweilen die Kornkassen, die Kammern und Truhe des Landvogtei-Schlusses.

Im sogenannten „Rittersaal“ des Schlosses hängen zwei große Wappentafeln mit den Namen und Wappen der ehemaligen Edlen, die auf Schenkenberg und Wildenstein gehaust haben, sowie der bernischen Landvögte, die hier Recht gesprochen. Unter letzteren stoßen wir auf bekannte Berner Patriziernamen wie: Willading, Fischer, Augsburger, v. Werth, Tillier, Grafenried, Steiger, Man und Effinger. Auf Wildenstein selbst registrierten von 1720 bis zum Falle Berns im Jahre 1798 15 Obervögte. Zwei von ihnen seien hier erwähnt: Nikolaus Emanuel Tschärner (1767—1773, das Urbild des jungen, edlen Landvogtes Arner in Pestalozzis „Veniard und Gertrud“, und Daniel von Fellenberg, der Vater des berühmten Erziehers, Landwirts und Regierungsmannes der Restaurationszeit. (Schluß folgt.)

Zürich-Tokio in 15 Tagen.

(Eine Herbstfahrt durch Soviet-Rußland.)

Von Prof. J. A. Degen, Otaru. (Schluß.)

Montag früh gelangten wir, den Angarapfluß folgend, nach Irkutsk, der ehemals so berühmten Verbrecherstation. Von da ging's in der Morgendämmerung weiter dem friedlichen Angara entlang. Ganz plötzlich hob sich der Nebel und vor uns lag das tiefblau, rings von Bergen eingerahmte sibirische Meer: Der Baikalsee in seiner ganzen herbstlichen Schönheit. Wie dankbar waren wir hier der Zugführung für jeden Halt in dieser herrlichen Gegend, wo jeder Atemzug eine erquickende Wohltat ist. Es war nach der langen, besonders in den letzten Tagen sehr heißen Reise ein wirkliches Wiederaufleben, das deutlich auf den Gesichtern der Passagiere zu lesen war. Ja, hier ist gut sein, ebenso gut — wenigstens in dieser Jahreszeit — wie an den Gestaden des Vierwaldstättersees. Diese angenehme Saison dauert aber leider nur sehr kurze Zeit. Schon in wenigen Wochen wird diese unendliche Wasserfläche wieder dick gefroren sein und dann hört die Gemütlichkeit auf: Alles gefriert, was sich nicht in allernächster Nähe des Kaminfeuers befindet und selbst die Milch soll hier, in großen Eislumpen in Papier eingepackt, über die Gasse verkauft werden. Ueber den See führen dann kreuz und quer tagelange Karawanenstrahlen, die bis Ende April für große Transporte benötigt werden, während an anderen Stellen die dicke Eiskruste aufgebrochen wird, um den sehr ergiebigen Fischfang zu ermöglichen, der, außer der Viehzucht, für die Bewohner dieser Gestade das lebenswichtigste Gewerbe darstellt.

Seit die Bahn das südliche Ufer des Baikalsees umfährt, ist die Reise noch viel romantischer geworden. Zwischen den zahlreichen kurzen Tunnels hat man einen stets wechselnden Ausblick auf den See und auf kleine idyllische Gebirgstäler im Rücken, die mit ihren friedlich weidenden Kinderherden sehr an das gemüthliche Zuhause erinnern. Ja, sogar die Menschen, die man hier zu Gesicht bekommt, sind kaum von unseren urchigen Vertretern der Landwirtschaft zu unterscheiden, abgesehen von vereinzelt Mongolentypen, die schon ab und zu dort zu sehen sind.

Große materialistische Ambitionen haben diese einfachen Leute nicht. Sie leben in einem beständigen Kampf mit wilden Naturkräften und sind froh, wenn sie mit heiler

Haut Jahr für Jahr daraus hervorgehen und sich mit ihrer Familie glücklich bis zur nächsten Ernte durchbringen können. Ihre soziale Frage ist einfach: Sie alle wissen, daß wirklicher Fortschritt nur durch ehrliches, züchtiges Schaffen nicht nur einer, sondern mehrerer Generationen möglich ist und daß es Arbeiten gibt, die man überhaupt nur viribus unitis erledigen kann und andere, die jeder in seinem eigenen Interesse selbst zu verrichten hat. Ihre Frauen sind frei von der tragischen Illusion, der zufolge die weite Welt und die menschliche Gesellschaft emanzipierter Frauen unzählige „jobs“ zu vergeben hätte, die müheloser wären als die „Schusterei“ am Küchenherd und dankbarer als die Erfüllung einer natürlichen Lebensmission. So lange die Herren in Moskau mit diesen einfachen Lebenswahrheiten nicht in Konflikt geraten, werden ihnen sicher die sibirischen Bauern keine Schwierigkeiten in den Weg legen; denn was im übrigen da drüben jenseits des Urals vor sich geht, daran dürften diese simplen Gemüter wohl ebenso wenig interessiert sein, wie seinerzeit die berühmten „Comment va votre guerre?“-Marzellaner am Weltkrieg.

Am darauf folgenden Tage hatten wir wieder ein total verändertes Landschaftsbild. Nach Ch'ta geht's bergan über hügeliges Wüstengelände, auf dem sich hier und dort ein paar Kamele herumtreiben. Die Gegend wird immer kahler und schließlich gelangt man ganz oben im Gebirge zu der berühmten Buriatenrepublik, die hier sozusagen eine kleine Welt für sich darstellt mit ihrem sehr gemischten Volksschlag, der mit seiner beinahe quadratischen Schädelfront schon gar nicht mehr in unsere Rasse hineinpaßt. Diese Leute leben fast ausschließlich von der Kamelzucht und einschlägigen Geschäftszweigen.

Von da geht es über strategisch wichtiges, mit russischen Kasernen übersätes Hochland, teils über früher ostmongolisches Territorium, rasch der chinesischen Grenze entgegen. Diese wurde spät abends anstandslos passiert und 20 Minuten später fuhren wir in Mandchuli, der Grenzstation Nordchinas, ein. Auch hier verlief zunächst alles programmgemäß. Nach Erledigung der Zollrevision, die auch etwa eine Stunde dauerte, wurde unser Gepäck in das bereits reservierte Coupé des Harbin-Expreß geschafft und hier, gerade 5 Minuten vor Abfahrt des Zuges, traf uns die große, peinlichste Ueberraschung unserer Orientfahrt: Ein chinesischer Polizeioffizier informierte uns: „Ihre Schweizerpässe stehen nicht im Einklang mit den hier geltenden Kriegszustandsbestimmungen. Nur Japaner und Belgier dürfen, von Rußland kommend, ohne chinesischen Paßvermerk in die Mantschurei hineingelassen werden. Also raus mit dem Gepäck und aufs Platzkommando!“

Wir waren arretiert. Vergeblich war mein Bemühen, dem nur ein wenig russisch Sprechenden Kommandanten zu verstehen zu geben, daß der chinesische Konsul in Berlin uns das erbetene Visum als unnötig abgeschlagen habe. „Das mag wohl sein, aber beweisen können Sie es nicht. Immerhin dürfen Sie, wenn Sie wollen, hier in einem Hotel absteigen, aber Ihre Reise dürfen Sie auf keinen Fall fortsetzen, bis ich von Peking aus nähere Instruktionen erhalten habe.“ Das war das Verdikt des Platzkommandanten. Auf seinen Rat sandte ich sofort für schweres Geld ein Telegramm an den Schweizerkonsul in Peking mit der Bitte, für uns beim Foreign Office vorzusprechen. Wir haben nie erfahren, was aus dem Telegramm geworden ist. Erst drei Wochen später teilte uns unser Generalkonsul in Schanghai mit, daß es zurzeit in Peking überhaupt keinen Schweizerkonsul gäbe und daß das Telegramm wahrscheinlich verloren gegangen sei.

Glücklicherweise gelang es mir nach einer schlaflosen Nacht, in einer schon mehr als zweideutig aussehenden Spekulante von einem halb europäischen, halb orientalischen Hotel, die gütige Assistentin des dortigen japanischen Konsuls zu gewinnen, dank derer wir dann die Erlaubnis bekamen, wenigstens bis Harbin weiterzureisen unter der Bedingung,